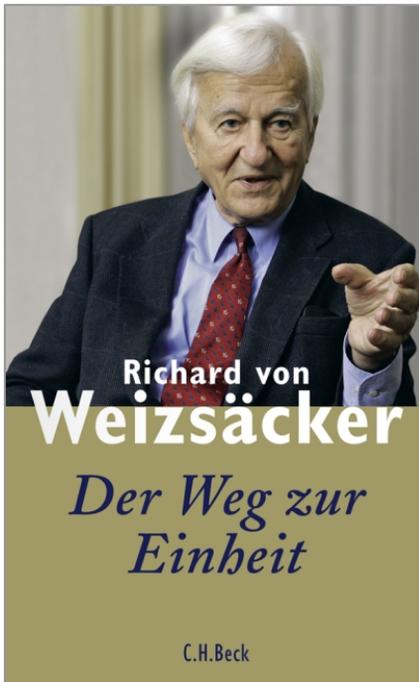


Unverkäufliche Leseprobe



Richard von Weizsäcker
Der Weg zur Einheit

Rund 220 Seiten, Gebunden
ISBN: 978-3-406-59287-4

Vorwort
Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

Wir erleben eine Zeit voller historischer Jubiläen. Sie verbinden uns mit epochalen Ereignissen, die uns mit Staunen, mit Freude und Dankbarkeit erfüllen.

Jubiläen schärfen unser Bewusstsein dafür, dass wir stets inmitten einer geschichtlichen Entwicklung leben. Dies gilt in besonderem Maß für uns Deutsche inmitten eines Kontinents, auf unseren langen und schweren Wegen zur nationalen Einheit. Von zahlreichen Ländern umgeben, wurden wir eine «verspätete» Nation, mit ihren Erfolgen und Niederlagen, ihren großen Leistungen, schweren Verfehlungen und Verbrechen, bis hin schließlich zum neuerlichen Verlust ihrer Einheit am Ende des Zweiten Weltkriegs.

Mehr als sechzig Jahre sind inzwischen vergangen. Dank einer Entwicklung von globaler Bedeutung ist die Spaltung Europas überwunden. Deutschland ist wieder vereint. Für uns alle sind damit große Herausforderungen verbunden, für Jung und Alt, in Ost und West, in Nord und Süd. Das wird helfen, uns der Lehren der Geschichte bewusst zu werden und zu bleiben.

Dieses Buch ist kein Geschichtsbuch. Aber es ist ein mit persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen angereichertes Buch, in dem die Geschichte die zentrale Rolle spielt. Denn es

ist die grundlegende Erfahrung meiner Generation, dass die Macht der Geschichte unser Denken und Handeln prägt. Nachwachsende Generationen werden das vielleicht nicht mehr so spüren können, wie es für uns Ältere noch selbstverständlich ist. Jedoch wer wissen will, wer wir Deutschen heute sind, der muss in unsere Vergangenheit schauen.

Es fehlt uns gegenwärtig gewiss nicht an zahlreichen Erinnerungsschriften. Was werden wir aus ihnen noch neues lernen? Einst dichtete der bedeutende Soziologe Helmut Schelsky unter der Überschrift «Ratschläge an mich selbst» den folgenden Vers:

Schreibe nur noch, was Du musst!
Rede mit Deinem Hund!
Alles wird schon gewusst.
Halt den Mund!

In Wahrheit tun uns die vielerlei Stimmen gut. Keiner leugnet zum Beispiel die fundamentale Bedeutung der Ereignisse in den Jahren 1949 und 1989. Wir Deutschen haben sie aber ganz unterschiedlich erlebt. Es hilft uns allen, sich über Generationen und Grenzen hinweg ganz offen auszutauschen.

Ich gehöre zur alten Generation. Zeitzeugen werden wir genannt. Unser politisches Bewusstsein beginnt schon während der Weimarer Republik.

Während der Teilung Europas und Deutschlands haben wir miterlebt, dass die tiefe Empfindung der Zusammengehörigkeit von uns Deutschen in Ost und West bestehen blieb, gerade auch in weltpolitisch aussichtslos erscheinenden Phasen. Gegen diese Gewissheit gab es keine wirksamen Zwangsmaßnahmen. Jeder weiß es, der in der geteilten Hauptstadt Berlin gelebt hat. Der Bau der Mauer war voller Grausam-

Vorwort

keiten und Schmerzen für die Bürger. Am Ende aber war gerade er selbst Ausdruck von Hilflosigkeit beim Versuch einer Diktatur, die menschliche Zusammengehörigkeit mit Gewalt zu unterdrücken.

Keiner von uns wusste, auf welchem Weg das grausame Bauwerk der Mauer dereinst machtpolitisch überwunden werden könnte. Und dennoch bedurfte es keiner besonderen Phantasie, sondern nur der nüchternen Einsicht in unsere Berliner Erfahrung, Jahr um Jahr auszusprechen: Die Berliner Mauer kann und wird keine Zukunft haben, auch wenn ich selbst es vielleicht nicht mehr erleben werde. Je länger die Mauer stand, desto spürbarer wurde sie für ihre Erbauer zur Last, desto zwingender widerlegte sie ihr eigenes Ziel. Entscheidend für ihr Ende wurden zuletzt der Mut und die Kraft der Bürger im Osten.

Die prägenden Aufgaben für meine Generation wurden der politische und moralische, der praktische und materielle Wiederaufbau. An ihm war ich in Berlin und Westdeutschland beteiligt. Nach außen ging es um Annäherung und, Schritt für Schritt, um Aussöhnung mit unseren ehemaligen Kriegsgegnern, zunächst im Westen und später im Osten, also um einen historischen Neuanfang in Europa.

Während des Kalten Krieges sahen die großen Mächte die deutsche Teilung als ein Faktum, nicht als eine Zukunftsaufgabe. Zugleich blieb aber für uns Deutsche das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit unverrückbar. Es zur Geltung zu bringen, ohne die notwendige Sicherheit in Europa zu gefährden, das war schwer genug. Doch es blieb unser Ziel. Deshalb habe ich den Fall der Berliner Mauer als ein unvergleichbares Ereignis meines Lebens mit tiefer innerer Bewegung verspürt. Das ist der Grund für meinen Bericht.

XVII

Die Mauer fällt

Originaldokument

© Verlag C.H.Beck

Im Namen des am Vortag neu gewählten Politbüros der SED gab dessen Mitglied Günter Schabowski am Abend des 9. November bekannt, dass «Privatreisen nach dem Ausland» unverzüglich erlaubt würden. Das Durcheinander war komplett. Hunderte von Ost-Berlinern drängten zum innerstädtischen Übergang nach Westen auf der Bornholmer Straße. Der kommandierende Grenzzoffizier hatte dort keine Order von oben erhalten. Er war auf sich selbst gestellt. Inmitten des Durcheinanders handelte er aus eigener Einsicht voller menschlicher Verantwortung und unterließ jede Gewalt. Die Bürger passierten.

Das System hatte seine Handlungskraft eingebüßt. Die staatlichen Instanzen waren zu einer geordneten Herrschaft außerstande. So waren es die Bürger, die die Mauer überwunden haben, die Bürger im Osten. Sie waren die Hauptakteure in diesen unvergesslichen, dramatischen Wochen. Sie haben die Mauer von Osten her eingedrückt. Das wird keiner je vergessen, je umdeuten. Ihnen ist die entscheidende Kraft zu verdanken, die den Kalten Krieg auf deutschem Boden zu seinem Ende führte. An sie denke ich zuerst und heute erst recht erneut in unserer Geschichte des Weges zur Einheit.

Der Fall der Mauer war ein Ereignis auf deutschem Boden, an dem die ganze Welt in einem Maß Anteil nahm, wie wir es zuvor nie erlebt hatten. Zuerst gab es unübersehbar viele und gute Signale der Mitfreude. «When the wall came down», das wurde aber auch bald ein globales Stichwort, das Auskunft darüber gab, wie stark andere Länder und Kontinente Auswirkungen auf ihre eigene Region empfanden. Der indische Ministerpräsident Rajiv Ghandi sagte mir einmal, hier habe es einen Sieg von Freiheitswillen und friedlicher Vernunft gegeben, der einen tiefen und heilenden Einfluss auch auf sein eigenes Land mit seiner schweren Geschichte ausübe.

Wole Soyinka, der Freiheitskämpfer aus Nigeria und erste afrikanische Literaturnobelpreisträger, nannte Berlin die Quelle seiner eigenen Hoffnungen für sein Land und für ganz Afrika im unsäglich harten und langen Prozess der Entkolonialisierung.

Doch zurück in unser turbulentes Berlin. Am Freitag, den 10. November, fand eine zentrale Kundgebung vor dem Schöneberger Rathaus statt. Der Regierende Bürgermeister Walter Momper rief aus: «Wir Deutschen sind heute das glücklichste Volk der Welt». Bundeskanzler Kohl kam von seinen Warschauer Amtsgesprächen sofort herbeigeflogen. Und Willy Brandt prägte das alsbald geflügelte Wort, das seine menschlichen und politischen Empfindungen widerspiegelte: «Jetzt wächst zusammen, was zusammen gehört: das gilt für Europa im Ganzen.»

Am folgenden Sonntag war die West-Berliner Gedächtniskirche überfüllt mit Menschen aus Ost und West. Bischof Martin Kruse leitete den Gottesdienst. Er bat mich, am Ende noch kurz zu sprechen. Es wurde eine Mischung aus Willkommensgruß und Laienandacht anhand des mir bei Kirchentagen ans

Herz gewachsenen Pauluswortes aus seinem Brief an die Galater: «So bestehet nun in der Freiheit ...». Mir ging es mit diesen Worten vor allem auch um uns im Westen. Wir selbst sollten uns weit öffnen, statt drüben mit der Tür ins Haus zu fallen und allein von unseren Erfahrungen und Maßstäben zu reden. Freiheit heißt Verantwortung und damit Solidarität. Wer sich vereinigen will, muss sich verstehen. Und er muss teilen lernen.

Die Nacht vom 9. zum 10. November war ohne jede Gewalt verlaufen, aber im unausweichlichen Durcheinander. Gab es Regeln? Wohin konnte man gehen? Wie lange? Gab es Schwierigkeiten beim Rückweg? Jeder versuchte auf seine Weise, sich Klarheit zu verschaffen. So ging es auch mir in diesen Tagen. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, selbst eine Erkundung zu unternehmen.

Nach dem Gottesdienst ging ich zum Potsdamer Platz in der Stadtmitte, wo soeben ein Grenzübergang eröffnet worden war. Von seiner Westseite aus überquerte ich allein die menschenleere, unbebaute große Fläche des Platzes in Richtung auf die Baracke der Grenzpolizei am Ostrand. Es war zu sehen, dass man mich durch Ferngläser beäugte. Als ich bis auf einige Meter herangekommen war, öffnete sich die Tür. Heraus trat ein Oberstleutnant, ging auf mich zu, machte eine Ehrenbezeugung, wie ich sie selbst als Potsdamer Rekrut vor dem Krieg nie korrekter gelernt hatte, und sagte: «Herr Bundespräsident, ich melde: in meinem Abschnitt keine besonderen Vorkommnisse.» Wir gaben uns die Hand. Das war für mich ein unvorstellbarer persönlicher Vollzug der deutschen Vereinigung.

Anschließend fuhr ich mit Walter Momper zur Glienicker Brücke, die wir überquerten. Sie liegt am Südwestzipfel von West-

Berlin und bietet den einzigen Straßenübergang über die Havelseen nach Potsdam. Fast ein halbes Jahrhundert lang hatte sie uns in West-Berlin eingesperrt. Nur für den Austausch von Spionen zwischen Ost und West hatte sie sich ab und an geöffnet. «Brücke der Einheit», diesen Namen hat sie wie zum Hohn so lange getragen.

Schon wenige Tage nach der Maueröffnung hieß es auf ostdeutschen Demonstrationen nicht allein nur «Wir sind das Volk», sondern bald auch «Wir sind e i n Volk». Neue Gruppierungen und Parteien entstanden, mit unterschiedlichen Zielen. Noch spielte die Möglichkeit einer Wiedervereinigung keine beherrschende Rolle. Im Vordergrund stand die Reform zu Hause, die Befreiung von Ideologie und Diktatur des SED-Staates, des Systems und der Macht der Staatssicherheit.

Während Gorbatschow in der Sowjetunion Reformen von oben zu verordnen suchte, war es in Polen die Solidarność-Bewegung, die schon Anfang 1989 durch Druck von unten die Gespräche und Verhandlungen am Runden Tisch durchsetzte. Auch in der DDR kam es nun zu den Runden Tischen. Die beiden christlichen Kirchen versammelten sich mit verschiedenen Gruppen und Parteien zu einem Gespräch Anfang Dezember in Berlin. Dies wurde bald unter ihrem Vorsitz zu einer ständigen Einrichtung. Bereits bei der ersten Zusammenkunft hatte es eine Mehrheitsentscheidung für ein Datum zu freien Wahlen für die Volkskammer gegeben, den 6. Mai 1990. Später wurde der Termin vorverlegt auf den 18. März.

In derselben Zeit wuchsen öffentliche Unordnung und Wirtschaftsprobleme ständig. Die Ausreisewelle ebte nicht ab. Sie bestand vor allem aus jüngeren Menschen. Einerseits war die Mahnung von Christa Wolf nicht verklungen, man solle in der DDR bleiben. Am Goethe-Schiller-Denkmal vor

dem Weimarer Nationaltheater stand ein großes Plakat mit der Aufschrift «Wir bleiben hier». Andererseits aber war nun immer häufiger zu hören: «Kommt die D-Mark, bleiben wir. Kommt sie nicht, geh'n wir zu ihr.» Jetzt war die Grenze offen. Wie lange konnte nun die deutsche Frage offenbleiben?

Unmittelbar nach dem Fall der Mauer war es zunächst zur zentralen Aufgabe der Bonner Regierung geworden, ihre Linie nicht nur nach innen vorzugeben, sondern auch nach außen zu finden. In den ersten Tagen informierte Kohl die Spitzen der drei westalliierten Mächte. Jeder hatte eine andere Erwartung im Blick auf die Zukunft. Es war unbezweifelbar primär Sache der Deutschen, ob es nun bald einen Weg zur Wiedervereinigung geben sollte. Zugleich verbreitete eine solche Aussicht aber auch Unruhe in Europa. Großbritannien und Frankreich mussten aufgrund der Vier-Mächte-Verantwortung für Deutschland und Berlin als Ganzes auf ihren Mitentscheidungsrechten bestehen, gemeinsam mit den USA und der Sowjetunion. Aber auch andere europäische Mächte mussten sich nun für den Fall einer deutschen Wiedervereinigung mit der Perspektive des durch Bevölkerungszahl und Wirtschaftskraft wohl stärksten, in der Mitte des Kontinents gelegenen Landes konfrontiert sehen. Die Amerikaner reagierten umgehend positiv unter der Bedingung, dass ein Vereinigungsweg nicht zu einem neutralisierten Deutschland führen dürfe.

Auf klare und maßvolle Weise ergriff nun Kohl am 28. November im Bundestag mit einem Zehn-Punkte-Plan die Initiative. Im Text war von konföderativen Strukturen zwischen beiden Staaten in Deutschland die Rede, zugleich vom politischen Ziel der staatlichen Einheit Deutschlands. Wiederum gab es zunächst ein zwiespältiges Echo. So hatte Kohl selbst den französischen Präsidenten Mitterrand nicht vorab orientiert,

obwohl er drei Tage zuvor bei einem privaten Abend mit ihm zusammengewesen war. Der amerikanische Außenminister reagierte positiv, monierte aber den fehlenden Bezug zur Oder-Neiße-Grenze Polens bei den Zehn Punkten, ein Thema, das weithin vermisst wurde. Auch ich hatte das schon vergeblich im Text gesucht und Horst Teltschik, Kohls engsten außenpolitischen Berater, danach gefragt, als er mir den Zehn-Punkte-Plan unmittelbar vor seiner Bekanntgabe überbrachte. Im Ganzen aber war es die ausschlaggebende Rede von Helmut Kohl auf einem klaren Weg zum Kanzler der deutschen Einheit.

*Gemeinsame Traditionen:
Kunst und Kultur in Ost und West*
© Verlag C.H.Beck

Eine herausragende Rolle spielt in der Erinnerung an die Zeit der Teilung und die Bedingungen staatlicher Unfreiheit die Kunst in der DDR. Sie war und bleibt ein besonderer Ausdruck für die gemeinsamen, durch Diktatur nicht zerstörten Wurzeln und Ziele.

In der Literatur schuf sich der Geist des unabhängigen Urteils seinen Raum. Bei Stephan Hermlin oder Stefan Heym, bei Christa Wolf, Christoph Hein oder Günter de Bruyn und vielen anderen Autoren werden wir fündig auf der Suche nach der Geschichte und der Substanz des Lebens in der DDR. Bis in die Gegenwart hinein gibt uns ein Autor wie Uwe Tellkamp mit seinem Roman «Der Turm» Auskunft, dass sich eine Form von bildungsbürgerlichem Leben auch in der DDR finden ließ, von der die meisten im Westen wenig wussten.

Oft bin ich von West-Berlin aus in den Osten der Stadt gegangen und war von den schönen Klassikerausgaben der deutschen und der Weltliteratur beeindruckt, die vom Aufbau-Verlag und anderen Verlagen herausgegeben wurden und dort in den Buchhandlungen zu finden waren. Was ich zum Beispiel bei westdeutschen Verlagen vergeblich gesucht hatte,

fand sich alsbald in der Buchhandlung am Ost-Berliner Alexanderplatz: mein italienischer Lieblingsroman vom Anfang des 19. Jahrhunderts, «Die Bekenntnisse eines Achtzigjährigen» von Ippolito Nievo, eine venezianische Geschichte während der Napoleonischen Epoche.

Die musikalische Kultur hatte in der DDR während der Zeit der Teilung auf wahrhaft imponierende Weise ihre Kunst ständig aufrechterhalten und fortentwickelt. Im geteilten Berlin gab es dafür die eindrucksvollsten Erlebnisse auf den Bühnen. Als die Staatsoper Unter den Linden 1992 ihren 250. Geburtstag beging, stand mit großem Recht im Mittelpunkt der Würdigungen die Staatskapelle, die ihre überragende Qualität in der Zeit der Teilung stets halten und bald nach dem Mauerfall wieder in die vereinigte Hauptstadt einbringen und dann unter der Leitung unseres Freundes Daniel Barenboim ausbauen konnte. Als unvergleichlich bleibt mir aus Ost-Berlin in besonderer Erinnerung, wie der große Tenor Peter Schreier den «Palestrina» von Hans Pfitzner sang, ein selten aufgeführtes, schwieriges Kunstwerk.

Auch auf den Ost-Berliner Sprechbühnen gab es während der Zeit der Mauer unvergessliche Inszenierungen. Die Qualität und Anziehungskraft hatte sich jeweils bis zu manchen DDR-Grenzbeamten in der Mitte Berlins herumgesprochen. Meine Frau und ich fuhren während meiner Bürgermeisterzeit abends öfter in den Osten der Stadt. Man nahm uns am Grenzübergang streng und unbewegt das «Eintrittsgeld» nach Ost-Berlin ab. Als wir dann spät am Abend über denselben Übergang zurückfuhren, fragte uns derselbe Grenzbeamte voller Freundlichkeit: «Na, war es denn schön in unserem Deutschen Theater?»

Ein besonders spannungsvoller Bereich ist die bildende

Kunst. Es gibt bei uns zum Teil sehr strenge Urteile, zum Beispiel bei wichtigen westlichen Kennern wie Eduard Beaucamp, dem langjährigen Kunstkritiker der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung», der von «den allertrübsten Kapiteln im Vereinigungsprozess» spricht. In bedeutenden westdeutschen Museen seien kaum Werke aus der DDR zu finden. Man habe sie entweder nicht gesucht oder ins Depot verbannt. Steckt unsere Kunstszene noch im Kalten Krieg? Manchmal hörte man diese besorgte Frage.

Wir alle erinnern uns, wie in den sechziger Jahren Künstler aus dem Osten in den Westen gekommen sind, zum Beispiel Georg Baselitz, Gerhard Richter oder A.R. Penck. Hier hatten sie in großem Maß Erfolge, vielfach auch mit ihrer strengen Kritik gegenüber manchen im Osten verbliebenen Kollegen. Diese aber haben sehr wohl mit der Vergangenheit und eben auch der dortigen Gegenwart kritisch abgerechnet, wenn auch weniger radikal, mit ihren eigenen hohen künstlerischen Qualitäten, zum Beispiel Wolfgang Matheuer, Werner Tübke oder Bernhard Heisig. Mögen sie auch in wichtigen westlichen Museen leider noch immer fehlen. Wir hatten große Werke von ihnen im Amtssitz des Bundespräsidenten, dem Berliner Schloss Bellevue, jahrelang ausgestellt. Auch das Ausland nimmt an der neuen Kunst aus Ostdeutschland Anteil. In der jüngsten Vergangenheit gab es bei Wien in Klosterneuburg eine der interessantesten Ausstellungen der Leipziger Schule mit ihren bemerkenswerten Künstlern unter Einschluss von Neo Rauch, der zumal bei den Amerikanern längst einen tiefen Eindruck hinterlassen hat. Der Vereinigungsprozess der bildenden Kunst hierzulande dauert, ist aber unter globalen Vorzeichen bereits jetzt unumkehrbar.